

Vom Lebenstage eines Menschenfreundes

Es gibt ein wundervolles, tiefes Gedicht von Konrad Ferdinand Meyer. Der Dichter schlägt im Traume die Augen auf, da steht er im Raum des hl. Christus mit den Brüdern das Brot des Lebens brechen und mit allumfassender Gebärde läßt der Heiland den ganzen Erdkreis zum Mahl der Liebe. Und wieder schlägt der Dichter die Augen auf, und er steht dem Licht, an dem schon viele Platz genommen. Die Gaben aber verdämmern im Ungewissen, und auf den Stufen hohen Kummergehaltes, ungerufen. Und er richtet zum andermal den Blick in die Welt des Traumes. Da ist alles das Mahl bereitet, und ringsum lagert das Volk in selbiger Bräderlichkeit.

„Da sprangen reich die Brunnen aus des Lebens, Da streckte keine Schale sich vergebens.“

Die Christus wollte Heinrich Pestalozzi der Menschheit das Mahl der Liebe und Bräderlichkeit bereiten. Durch Erziehung und Bildung wollte er sie in das Reich der Freiheit führen, wo alle am Glück des Geistes teilhaben. Er war ein Genie der allumarmenden Liebe, und er versenkte sich, verdingelte sich bedingungslos an seinen Traum von der Erhöhung und Läuterung des Menschengeistes. „Himmel und Erde sind schön, aber eine Menschenseele, die sich über den Staub erhebt, ist schöner als Himmel und Erde“: das ist der Gedanke, der sein Wesen ganz tief erfüllte. Aber er sah, wie die Menschen ihre Seele verkaufen; wie sie sie Dingen und Mächten in die Hand geben, und er wollte die Seelen loslösen, daß sie ihren würdelosen Zustand erkennen und von sich abtäten, damit aus ihnen eine neue Menschheit erblühe, in der kein anderer Wert mehr gilt als der stillliche Wert des reinen Menschentums. Der Weg zu diesem Erkennen aber war ihm die Bildung, nicht im Sinne von Gelehrtheit; sondern als Bildung des Innern, als Erweckung des Herzens und des Gemütes. Auf diesen Stufen wollte er fortschreitend eine Treppe in das Haus des Unrechts bauen, das die menschliche Gesellschaft in ihrer derzeitigen Ordnung für ihn darstellte.

In dem Strahlen dämmerte das Ziel, als er sah, wie die Völker hart mit den Bestlern umgingen, und als ihm Kabater den „Emil“ von Rousseau gibt, wird dieses Ziel ihm zum Willen seines Lebens. Und der dornenreiche Pfad der Menschlichkeit wird sein Schicksal bis zum Ende. Er ist nur ein schwacher, gebrechlicher Mensch, und der Kampf, den er auf sich nimmt, ist schwer. Lange muß er sich als Korren schelten lassen; lange muß er sich gegen Tadel und Feindschaft wehren; alles muß er opfern für das Ideal. Und als er sich als Botschafter in Stans schon am Ziel glaubt, soweit es seine schwache Menschlichkeit im ganzen Raume verwirklichen kann, zerbricht ihm das Schicksal wiederum das schon Gehaute. Aber in dieser Trübsal brennt das Lichtlein seiner Liebe immer höher in ihm und brennt ihn selber immer lauter. Und plötzlich ist es ein Glanz, den die ganze Welt sieht und den der Brand der Revolution und die Loh der Napoleonischen Kriege nicht zu erlösen vermag. Der Gedanke der Menschlichkeit und der fortschreitenden Eroberung der Freiheit durch Bildung ist in Pestalozzi neu zur Welt geboren, und die Welt schaut auf seine Taten, durch die er in Burgdorf und Yfferten den Grundstein zum künftigen zu legen verlor. Stolz darf er sagen: „Ich wählte einen, der mir folgte, eine Nacht in Europa zu gründen, die mächtiger als Napoleon wäre, und ich sage es euch, wer am ersten mit mir hält, dem wird die Herrschaft in Europa zu fallen.“ Nun steht er an einem Ziele: er hat sich und sein Werk bewiesen. Aber er hat nicht das Letzte bewiesen. Als Semnauer fing er an, indem er in Reuhof die Bettelkinder um sich sammelte, und die Armen sterben sein Traum. Er sieht sein Werk; aber der Gedanke war größer und sein unehelicher Menschheitsgeist schweift darüber hinaus. Mit allumarmender Gebärde läßt er die ganze Menschheit zum Fest seiner Liebe. Der Ring seines irdischen Lebens ist jedoch gelöst; das Gefäß zerbricht, und die letzte Erfüllung ist ihm nicht vergönnt zu schauen. Er muß den Gedanken weitergeben. Aber der Gedanke ist in der Welt, und der Geist ist fortdauernde, zeugende Kraft.

In einem wundervollen Buche hat Wilhelm Schäfer jenes Abenteuer des Menschheitsgeistes, der einst ein Leben und ein Schicksal war, im Hilde von Pestalozzis Erdenswahn neu erleben lassen. „Lebenstage eines Menschenfreundes“ heißt das Werk (Georg Müller, München). Von innen her, aus ihrem inneren Reim, bildet er die Gestalt, daß sie ganz Sein und Wahrheit wird, in ihrer Schwäche und in ihrer Kraft. Man sieht den Menschen, und man sieht das Licht, das ihn durchglüht, bis er zum Schluß nur noch Licht und Leuchten, unendlicher Glanz der Liebe und heilige Verklärung ist. Das Werk ist die Schöpfung eines großen Künstlers; aber es ist mehr als dies; es ist eine Menschheit, wie Schäfer dieses Bild der Liebe in unsere Zeit hineinstellt. Der Geist des Armenarmen von Reuhof, der Pestalozzi des Biersfeldes, des Botschafter in Stans und des Propheten der Menschheit in Burgdorf und Yfferten

war wahrhaft über ihm. Man stellt sein Buch zu denen, die man nicht nur liest, sondern die man braucht, als Lebensquelle und Helfer auf dem Gange durch Dunkel und Verwirrung. Möge das Bild der Liebe vielen leuchten! Peter Hamecher.

Berliner Höchstpreise im 18. Jahrhundert.

Das Jahr 1740 brachte infolge eines ungewöhnlich kalten Winters, der mit Eis und Schnee bis Ende Mai herrschte, eine ungewöhnliche Preissteigerung aller Lebensmittel, die besonders für die Stadt Berlin sich in der peinlichsten Weise fühlbar machte. Das Getreide war so erstickt, daß das Vieh selbst Mitte Juni kaum ein Häufchen grünes Futter auf der Weide fand. Von den Scheunen wurde das oft über zehn Jahre alte Stroh abgedeckt und den Schweinen zu freisen gegeben, was aber nicht hindern konnte, daß die Tiere in Massen starben. Die Winterzeit war durch die Kälte vernichtet. Ernst Conzsius gibt in seinem Buche „Alt-Berlin“ sehr interessante Einzelheiten über das Jahr 1740. Es entwickelten sich damals, infolge mangelnder Zufuhr, ganz ähnliche unheimliche Verhältnisse auf den Lebensmittelmärkten, wie wir sie auch heute zu beklagen haben. Noch unter Friedrich Wilhelm I. wurde für den Scheffel Roggen der für damalige Zeiten unerhörte Preis von 1 Taler 8 Groschen gefordert und wohl oder übel bezahlt. Aber die Preise stiegen weiter. Da es nicht unbekannt war, daß die Erzeuger ihr Getreide zum Nachteil des gemeinen Besten auf Wucher legen ließen, um die Preise in die Höhe zu schrauben, wurde dem Kriegs- und Domänenkammerer aufgegeben, streng nachzuforschen, ob das Korn etwa mit Fleiß zurückgehalten und aufgeschüttelt würde, um desto theurer verkauft werden zu können. Der Landmann durfte nur das, was zu eigener Konsumtion und Wirtschaft notwendig gebraucht wurde, an Korn, Gerste und Hülsenfrüchten behalten. Alles andere mußte auf die Märkte. Nun konnten die Preise wenigstens nicht mehr steigen, aber der Mangel an Roggen in Berlin blieb doch immer noch so groß, daß das Wehl mit Gerste gestreckt werden mußte. Die Kartoffel war noch fast unbekannt.

Alle möglichen Erleichterungen wurden gewährt; es wurde gestattet, Wehl vom Lande und aufwärts gegen Bezahlung der ordinarischen Abgaben einzubringen. Die Wäcker durften mahlen lassen, wo sie wollten, freie Einfuhr aus Mecklenburg wurde gewährt und das Branntweinbrennen verboten. Aber trotz aller dieser Maßregeln, deren Zahl hier aufzuführen viel zu weit führen würde, zeigten die Preise keine Besserung, herunterzugehen. Da denkt kein Mensch an die Billigkeit, da ist in Handel und Wandel keine christliche Liebe mehr zu spüren.“

Auch nach Friedrich II. Thronbesteigung dauerten Mangel und Teuerung fort. Jetzt war die Fleischnot besonders hart, so daß Höchstpreise, nach denen sich die Verkäufer zu richten hatten, eingeführt wurden. Anfangs kostete das Pfund Rindfleisch nach dieser Lage einen Groschen und vier Pfennige, ein Preis, der in Berlin für sehr teuer gehalten wurde. Dafür konnte man aber auch beste Qualität verlangen. Sünden oder sogenannte Verlagen“ mußten vom Fleisch getrennt vor den Schlächterscharren aufhängen. Sollte der Schlächter denselben, so Fleisch bei ihm kaufen wollen“, etwa mit Grobheit eine Beilage aufhängen, dann sollte er für jedes Stück mit zehn Talern gestraft werden; der Klagen er erhielt die Hälfte vom Strafgehalt. Wiederholte sich ein solcher Fall bei einem Meister, so verdoppelte sich die Strafe und wurde der Sünder zum drittenmal ertrappt, dann war's aus mit ihm, dann wurde die Konfession entzogen. Die Schlächter vereinigten sich darauf und sorgten dafür, daß weniger Schlachtvieh ausgetrieben würde oder brachten nur das Wenigste zum Verkauf auf den Fleischmärkten. Die Fleischtage gingen wieder in die Höhe, und bald kostete das Pfund Rindfleisch einen Groschen sechs Pfennige. Alles jammerte über diese Preise. Nur die Schlächter lehnten sich nicht an die Lagen, die von der Militär- und Stadtverwaltung festgelegt wurden. Die Arme konnte kein Fleisch mehr essen. Aber nun wandte der Staat ein Mittel an, um dem schändlichen Eigennutz wirksam zu begegnen. Fremde Schlächter durften Fleisch nach der Residenz einführen und verkaufen. Bürger und Landleute aus Städten und Dörfern, Juden und Christen durften Fleisch nach Berlin bringen. Diese Maßregel des Staates half stets, wenn die Berliner Schlächter sich mit dem „gerechten“ Gewinn nicht begnügen wollten.

Kleines Feuilleton.

Der russische Kriegsminister a. D.

Googles Theaterstück „Der Revolver“ ist in Rußland äußerst beliebt. Jar Alexander III. ließ sich diese satirische Komödie, die in schärfster Weise die Vorkriegsbeurteilung der russischen Beamtenklasse geißelt, häufig vorspielen und äußerte, als er sie zum zweiten Male sah,

„hießen den Heraussteigenden freundlich willkommen, der Lambour reichte ihm die Hand und rückte eine Bank zum Sitz herbei, und nachdem der Freiwillige eine mitgebrachte Weinflasche hervorgeholt und die schnell herbeigeschafften Gläser gefüllt hatte, kam man in ein munteres Gespräch. Der Morgen war still und schön, das Plätzchen voll Schatt und Anmut; über die rasierten und zu Anlagen benutzten alten Festungswerke sah man in die ruhigen, sommerlichen Felder und Wiesen, und zwischen der dichten hohen Baumreihe einer Kunststraße hier, dem vielgewundenen, blühenden Fluß dort und dem sogenannten Fichtenbügel im Vordergrund lag ein einfaches, aber angenehmes Bild ausgebreitet.“

„Seht Euch die Gegend nur an, junger Herr,“ sagte der Lambour, zum hinausschauenden Freiwilligen gewendet; „es ist hübsch hier und das Plätzchen ist mir ganz absonderlich lieb. Seit wir dazumal nach dem Frieden aus Frankreich zurück und hierher in Garnison kamen — es werden nun fünfundsiebzig Jahre sein — hab' ich hier gewohnt, Dank und Tisch selbst zusammengeschlagen und alles so eingerichtet. Mir fehlt etwas, wenn ich nicht täglich wenigstens einen Augenblick hier sein kann.“ — „Ja, ja“, erwiderte der Freiwillige lächelnd, „und wenn Ihr nicht hier seid, Kalow, so sucht Ihr Euch eine Stelle, von wo Ihr hierher schauen könnt. Ich mein' auf dem Fichtenbügel dort den alten Inorrigen Stamm unterscheiden zu können, wo ich Euch neulich fand und von Euch so kurz abgefertigt wurde.“ Der Alte sah ihn verwundert und schweigend an. „Wart Ihr's?“ sagte er nach einer Weile, und seine Stirn war finster geworden; „nun, ich weiß nichts davon. Ich erkenne Euch wohl nicht, da ich nicht recht bei mir war, vielmehr fernab von aller Gegenwart, wie mir das bisweilen passiert.“ — „Aber, Vater, was habt Ihr, daß es Euch also quälen kann?“ fragte der junge Mann. „Wenn Ihr krank seid, müßt Ihr was brauchen und nicht wild und einsam umherstreifen und bösen Gedanken nachhängen. Das taugt nicht, Kalow. Was fehlt Euch?“

„Was mir fehlt?“ erwiderte der Alte, und ein düsteres Lächeln zog sich über das runzelvolle, scharfgezeichnete Gesicht und verlor sich in den Winkeln der plötzlich aufblühenden Augen. „Im Gegenteil hab' ich vierzig Jahre zu viel, wie ich merke, und hier im Kopf ist auch zu viel. Da ist die alte

lachenden Mundes zu seiner ob der Ansicht natürlich wenig erfreuten Umgebung: „Stimmt, anher mir, dem Jaren, gibt es, davon bin ich überzeugt, in Rußland keinen ehrlichen Beamten“. Aber der Dichter schildert nicht nur treffend die Verhältnisse, sondern läßt auch den Helben des Stückes, der den Regierungsvertreter verurteilt, sagen: „Wird zu nehmen, plus wie gemein, Weisheit nimmt man dann und wann, wenn man will und wenn man kann.“ So ungefähr, so schreibt uns ein Mitarbeiter, spiegelt sich das Bild des russischen Beamten in der allgemeinen Vorstellung. Gutmütigkeit und deutliche Ansätze von Humor paaren sich einträchtiglich mit ausgeprägtester Jünglichkeit für jedwedes Geldgeheim. Aber daß diese leichte Auffassung wohl nicht ganz angebracht ist, sondern daß es sich um äußerst ernste Vorurteile handelt, dafür bildet der Fall Sutschomilow den besten Beweis. Dieser Mann hat während seiner Amtsdauer als Kriegsminister, die auf die Zeit des Weltkriegebruchs fällt, Hunderttausende von russischen Soldaten und zwar nur aus Habgier in den Tod geschickt. Eine Ausnahmserkennung ist dabei Sutschomilow durchaus nicht. Denn so wie er spielen überhaupt die Vertreter des Jaren mit dem Volk. Die Unruhen von 1905/06, die Säterchen fast den Thron kosteten, sind ungeführt auf der gleichen Grundlage, wenigstens soweit sie die Dauerhaftigkeit umfassen, entstanden. Aber die Strafe hat die Schuldigen damals ebenso wenig getroffen, wie sie den gegenwärtig verhafteten Kriegsminister treffen wird. Denn wenn auch der gegen ihn die Untersuchung führende Beamte wirklich von Feuererfesselt ist, so muß das nichts, in solchen, dem Hölle unbedenklichen Fällen verschwinden die Alten anlässlich eines Transportes auf der Post zum Beispiel spurlos oder gehen sonst auch dank der Tätigkeit der politischen Polizei, verloren. Und tritt das nicht ein, so ist es ein untröstliches Zeichen dafür, daß sich der Angeklündigte nur geringer Liebe der Regierenden erfreut, vor allen Dingen aber keines ihrer Geheimnisse kennt.

Eine Maschine mit Sähen.

Um bei landwirtschaftlichen Maschinen, die auf weichen Boden arbeiten, das gefährliche Empfinden der Räder zu vermeiden, ist man, wie der „Prometheus“ mittelt, in Amerika dazu übergegangen, die Fortbewegung derartiger Maschinen durch „Sähen“ anstatt der Räder zu bewerkstelligen. So wurde ein Bogger gebaut, der bei der Arbeit auf einer großen Drehscheibe ruht und sich bei der Bewegung abwechselnd auf dieser Scheibe dreht und zwei auf jeder Seite angebrachte „Sähe“ führt. Die Maschine ist als zweirädriges Fahrzeug zu betrachten, dessen Fortbewegung prinzipiell auf Drehung beruht. Wenn beide Sähe hochstehen, also in Arbeitsstellung, kann sich der ganze Apparat auf der Drehscheibe beliebig drehen, beim Laufen wird er in gleicher Weise gesteuert, so daß er jede Kurve nehmen kann. Wenn die Scheibe bei der Arbeit in den Boden sinkt, so lang sie durch Aufsätzen der Sähe wieder gehoben werden. Der Mechanismus der Maschine, die die erheblichen Schwierigkeiten überwinden soll, die der Ackerboden den landwirtschaftlichen Maschinen für ihre Fortbewegung bietet, ist äußerst einfach.

Notizen.

— In Max Reger, der, nur 43 Jahre alt, in Leipzig gestorben ist, hat die Musikwelt einen der bedeutendsten deutschen Komponisten der Gegenwart verloren. In ihm verkörperte sich der beste deutsche musikalische Geist, an den wir bei J. S. Bach denken: der Geist der absoluten Kunst. Der oberpfälzische Volkstümlichkeit ist, wie Bach, ein Meister der Regel gewesen, das ihm das liebste Instrument war, und wie jener war er der große Polypheoniker, der überaus kunstreiche Sätze schrieb. Nach Überwindung der ersten großen Schwierigkeiten kam er noch zur Geltung und nahm als akademischer Lehrer (in München und später in Leipzig), als Dirigent und vor allem als Schöpfer. Sein Schaffen ist reich, mehr als hundert Werke hat er hinterlassen. Als Sinfoniker ist er umstritten, aber seine Orchestermusiken, Chorantiken, seine Kammermusiken und Sieder („Schöne Weisen“) haben ihn in die erste Reihe der neudeutschen Tonkünstler gestellt. Er gehört zu den schwereren Musikern, die nicht durch schmerzliche Gefühllichkeit bestechen.

Vielles ist kompliziert und schattig in ihm, aber gar manches auch ganz einfach. Die große Linie, die von Bach zu Brahms führt, hat er würdig weitergeführt, voll Tradition und doch ein Eigenes.

— Eisstränke ohne Eis. In Dänemark hat man neuerdings sehr praktische Kühlstränke in Gebrauch genommen, die auch ohne Eis, und zwar vermittelt einer äußerst sinnreichen Anordnung die Speisen kühl zu halten vermögen. An der Rückwand eines solchen Stränkes ist ein Netz von Röhren angebracht, das mit der Wasserleitung in Verbindung steht. Nun wird sämtliches kalte Wasser, das im Haushalt zu Spül- und Waszwecken gebraucht wird, zuerst durch die Röhren des Stränkes geleitet, wodurch eine kühle, reichliche Abführung erreicht wird. In den neueren Häusern Kopenhagens werden die Wohnungen gleich mit derartigen Kühlstränken eingerichtet, und das Wasserleitungssystem wird danach angeordnet.

satirische Geschichte, die sie mir neulich auf der Wache zwischen die Beine warfen; Ihr habt wohl davon gehört. Da schwatzen so ein paar Gesellen von dem schwarzen Holländer und seinem Sohn, dem Kolof, was das für Aufwäuer gewesen, und ich sage ihnen, sie sollten das Maul davon halten, denn sonst mühten die Säbel sprechen. Hab' ich kein Recht, so zu reden? Was gehen die Holländer und der Kolof die Wache an? Was wissen sie von diesen? Die Wacker lagen dazumal ja noch alle im Brunnen und der Storch hatte noch nicht an sie gedacht. Nun, sie parierten auch, denn Respekt haben sie, 's ist wahr. Allein nun schwart das sort wie die Waschweiber über jene, über mich hinter meinem Rücken, und ich habe die Erinnerung wieder gefriert, die der Satan holen möge! — Ihr liebt ja die Geschichten, Freiwilliger,“ fuhr er fort, „und da dies nun eine ist, und wir hier still für uns sitzen, mögt Ihr sie haben.“

„Kalow,“ unterbrach der Angeredete den aufgeregten Alten, „erzählt jetzt nicht. Ich bin, Gott weiß es, nicht aus Neugier zu Euch gekommen.“ — „Nein, rief der Alte, „die Geschichte will ich Euch erzählen! Ihr meint, vorhin, es tue nicht gut, wenn man einsam bleibe und bösen Gedanken nachlaufe. Gott straf mich, das ist wahr! Ich bin einsam, und es ist ein trübseliger Zustand, den ich erst jetzt begreifen lerne. Nun hab' ich das alte Zeug da wieder im Kopf und kann es nicht loswerden; es liegt mich unter, es ist nicht für einen allein, und darum sag' ich's Euch. Und eigentlich sollte ich bei Nacht erzählen, denn es ist teuflisch und nicht für den Tag, obgleich, da es sich begeben, die Sonne schien, klar wie jetzt, und der Himmel war, wie er da durch die Blätter schimmert. Das ist seltsam; wenn so was passiert, sollte sich der Himmel auch grühen und Donner und Blitz ausgießen. Aber sich nicht um der Erdendürmer Leid.“ Kameraden, ich erzähl's euch jetzt bei Nacht, denn ich fürchte mich. Nacht nicht, mit einem bösen Lächeln hinzu. „Dahar und meine Seele lag in Finstern.“ Erinnerung ist mir jetzt oftmals so z. Teufel noch einmal über mich regt damit!“

Erzählungen eines alten Tambours.

Von Edmund Hofer.

Der Alte schwieg. „Ja,“ sagte der Unteroffizier, „das ist alles recht gut und schön, aber Ihr seid noch nicht zu Ende. Was wurde aus den andern, dem Major, dem Obersten, dem Wirt?“ — „Ei,“ lachte der Alte, „Ihr seid unerfährlich, und ich will zum Abendbrot, mich hungert. Nun, der Oberst hätte mir sicher gern was angetan, aber bei Dennenich turrierten ihn ein paar Kugeln von allen irdischen Geflüsten. Der Major ward ebenfalls zum Krüppel geschossen, denn es ging dort hart her; wir verloren von unseren fünf- undvierzig Offizieren dreißig und an die tausend Mann. Zwei oder drei Tage nach der Schlacht kamen wir zu jenem Dorf, wo wir gefangen gewesen waren; aber Dorf und Wirkshaus und Scheuer lagen in Asche, vom Mann und der Frau, die uns gereitet, war nichts zu sehen, und nie hab' ich wieder von ihnen gehört. Das ist der Krieg.“ Damit stand der Alte auf und nahm die Mütze.

„Aber die Wette?“ fragte hastig der Rekrut; „hat der Peter sie bezahlt?“ — „Nein,“ versetzt der Lambour, „er dachte nicht daran und ich mochte ihn nicht mahnen.“ — „Aber, Herr Gott!“ rief der andere betroffen, „da habt Ihr ja nichts dafür gehabt?“ — „Nein,“ sagt der Alte und geht aus der Tür. Der Rekrut schüttelt den Kopf, die anderen lachen.

Kolof, der Rekrut.

Der alte Lambour war seit einigen Tagen nicht zu sehen gewesen und es verlautete, er habe sich bei einem Janz auf der Wache so alteriert, daß er nun darob krank zu Hause liege. Der Freiwillige, dem die derbe, eigentümliche Figur wirkliche Teilnahme eingefloßt hatte, ging an einem sonnigen Morgen zu ihm, um sich nach ihm umzusehen, und traf ihn im Garten auf dem kleinen Altan, der unter dem weit-schattenden Ruchbaum auf der Stadtmauer angebracht war. Der Alte, in seinen Mantel gefüllt und die Feldmütze tief in die gesuchte Stirn gedrückt, plauderte mit einem früheren Kameraden, der jetzt als ehrfamer Handwerksmeister sein behagliches Auskommen fand. Die beiden Alten

